

212202 7334/63
I

ausgelegt

Die Liebe siegt!



Romanskizze
aus
Ober-Schlesien

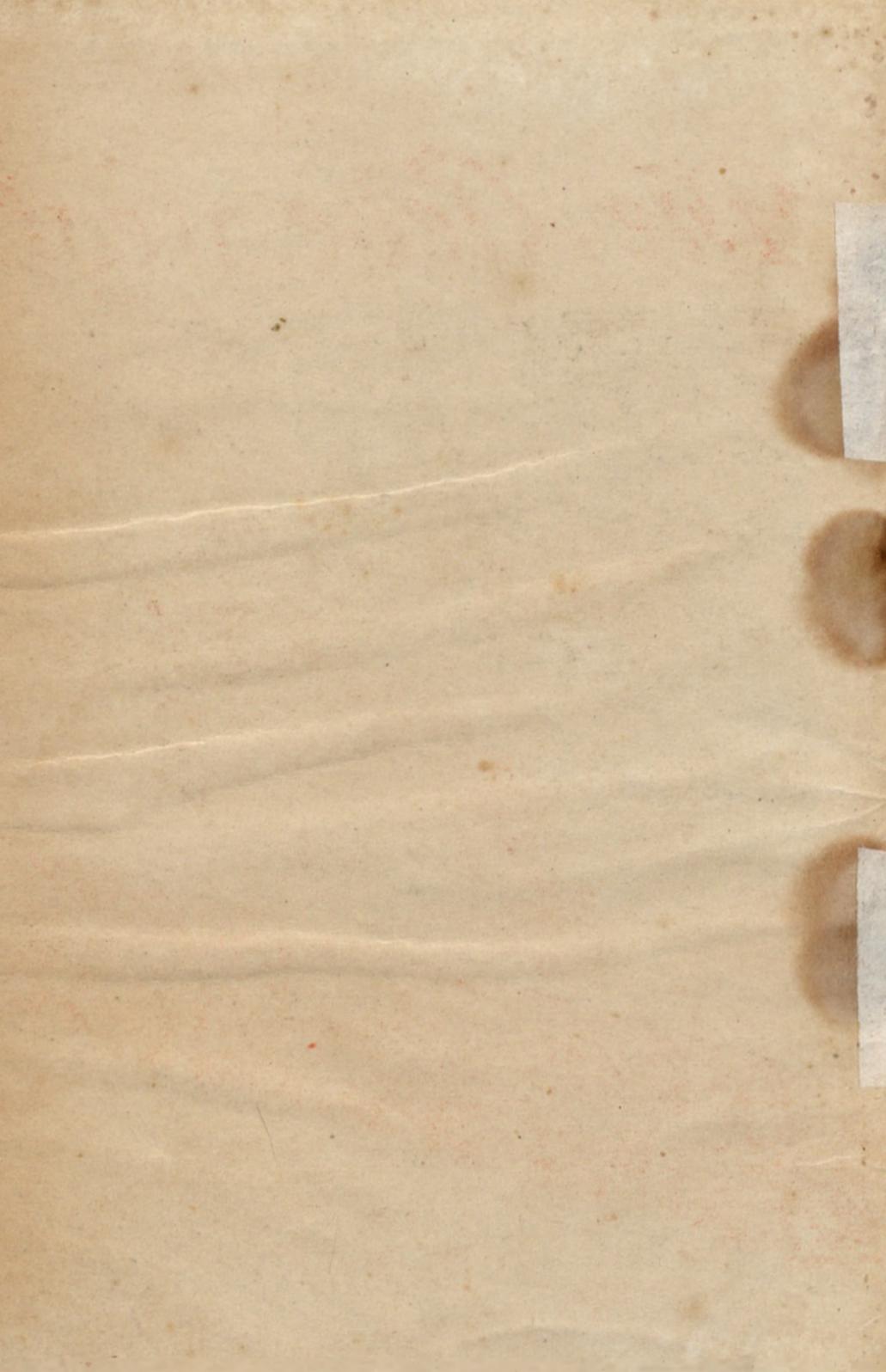
von

E. Scheller

Nacón Ha

Verboten gewesen — jetzt freigegeben.

Das Buch des Tages!



106

Die Liebe siegt!

Romanskizze
aus Oberschlesien

VON

Ernst Scheller.



7334/63

ISL 11 b 1 d

212202

I

Alle Rechte, einschliesslich des Übersetzungsrechtes,
vorbehalten.

Wiktoria Illrozek
Katonice, ul. 27 Styrcia 22/4
4.6.1863

15-26
(42)



I.

In einem abseits gelegenen Teil des Beuthener Stadtparks sass auf einer Bank eine junge weibliche Person. Die Art, wie sie ihr Handtäschchen unter dem Arm an sich presste und den Schirm vorgestreckt hielt, liess erkennen, dass sie im Begriffe war, sich von ihrem Platze zu erheben. Vor ihr stand ein junger Mann, dessen Haltung eine grosse innere Unruhe verriet. Er versuchte, das Mädchen zum Sprechen zu bewegen, doch dieses blieb stumm oder wiederholte nur die Worte: „Es hat keinen Zweck“.

Der junge, schön gewachsene Mann war der Lehrer Hans Raufeld. Er mochte etwa 25 Jahre alt sein. Früher hiess er Johann Chmura; er hat aber des besseren Fortkommens wegen mit Genehmigung des Oppelner Regierungspräsidenten den deutschen Namen Raufeld angenommen und seinen einfach klingenden Vornamen Johann in den vornehmer lautenden „Hans“ umgewandelt. Auf den deutschen Namen Raufeld war er nun besonders stolz und er versäumte keine passende Gelegenheit, sich mit laut vernehmbarer Stimme als „Hans Raufeld“ vorzustellen. Er erschrak jedesmal bis ins Mark hinein, wenn er irgendwo den Namen Chmura hörte. Seit der Namensänderung mied er ängstlich seinen polnischen Geburtsort, seine Verwandten, ja sogar seine leibliche Mutter; gleichzeitig empfand er einen grossen Widerwillen gegen alles Polnische. Seine Hauptsorge war

darauf gerichtet, jede Spur seiner polnischen Herkunft zu verwischen. Das war jedoch nicht so leicht, da Hans zahlreiche Geschwister hatte, die ihrem alten Familiennamen Chmura treu geblieben waren.

Seine Auserkorene, mit der er sich demnächst zu verloben gedachte, war die Tochter Helene des pensionierten Grubenstellers Franz Lipowski aus Beuthen. Sie hatte ihre zwanzig Lenze kaum überschritten und befand sich in der Reife ihres jugendlichen Schmelzes. Eine sorgfältige Erziehung, sowie eine gute Schulbildung gaben ihrer natürlichen Intelligenz und ihrem resoluten Wesen eine vortreffliche Ergänzung

Heute kam es zum Bruche zwischen Beiden. Helene hatte beobachtet, dass Hans seit einiger Zeit, besonders seit der Besetzung Oberschlesiens durch die interalliierten Truppen, sehr gehässige Reden gegen Franzosen und Polen führte, die sie als polnisch fühlende Oberschlesierin innerlich schwer verletzten. Von einer Freundin hatte sie ferner erfahren, dass Hans mit seiner Familie gebrochen habe und unter die Hakatisten gegangen sei. Mit einem moralisch so tief gesunkenen Menschen konnte sie unmöglich weiter verkehren. Jetzt sass sie vor ihm auf der Bank und wartete auf ein Stichwort, um ihm eine kräftige Abfuhr für immer zu bereiten.

Hans hatte von der Gesinnung und der Absicht des Mädchens keine Ahnung. Er begann vor der Bank auf- und abzugehen und allerlei Fragen zu stellen, die jedoch unbeantwortet blieben.

Plötzlich erhob sich Helene und sagte im Fortgehen kurz:

„Adieu, es hat keinen Zweck.“

Der junge Lehrer blieb wie angewurzelt stehen, sein Gesicht wurde starr vor Schmerz und nur mühsam sties er die Worte hervor:

„Helene, was tust du! Willst du mich zurücklassen, ohne mir den Grund deines Handelns anzugeben? Bitte, tue es nicht; bleibe noch.“

Dann eilte er zu ihr hin und hielt sie fest an der Hand. Sie guckten sich gegenseitig in die Augen; sie unwillig, er bittend. Sein Mund war schmerzhaft verzerrt, die Gesichtszüge straff gespannt.

Helene erschauerte innerlich; eines schien ihr sicher: der verliebte junge Mann machte keine Flausen; er schien der Verzweiflung nahe; Eifersucht gegen einen Unbekannten nagte an seinem Herzen. Und in ihrem Innern regte sich ein Gefühl der Teilnahme, des Mitleids, denn Hans war ihr nicht gleichgültig. Schon wollte sie die Lippen öffnen, um ihm einige Worte zu sagen, als sich in ihr der ganze Stolz der aufgeklärten Oberschlesierin gegen einen verächtlichen Renegaten aufbäumte und ihr den Mund verschloss.

„So willst du mir also nicht antworten?“ unterbrach Hans mit bittender Stimme die unheimliche Stille. „Was habe ich verbrochen, dass du mich aus deinem Herzen verbannt hast? O, sage mir es doch endlich, vielleicht lässt sich das Hindernis beseitigen. Wodurch habe ich dich gekränkt? Oder hast du etwas Übles über mich erfahren? Nenne mir den Schuft, damit ich an ihm Rache nehmen kann.“

Jetzt schien es Helene, als sei für sie der geeignete Moment gekommen, um zu sprechen. Sie antwortete daher:

„So höre. Niemand unter rechtschaffenen Menschen achtet einen missratenen Sohn, der sich seines Elternhauses, seiner Abstammung schämt. Auf einem solchen Unmenschen lastet der Fluch des Blutes. Du schämst dich deiner einfachen, polnischsprechenden Mutter, meidest deine Geschwister und verrätst damit eine gottlose und frevelhafte Gesinnung. Ich habe daher kein Vertrauen zu dir, du flösst mir Entsetzen ein, und wenn du auf die Polen schimpfst, also auf deine Eltern, Geschwister und Verwandten, so erscheinst du mir wie ein Mörder, an dessen Händen Bruderblut klebt. Du glaubst, ein „feiner Herr“ zu sein, mir erscheinst du aber als polnischer Oberschlesier wie ein von den Preussen für ihre Germanisationszwecke abgerichteter Affe.“

Hans riss Mund und Augen auf. Er war unfähig, auf diese Menge schwerwiegender Wahrheiten etwas zu erwidern. Helene fuhr fort:

„Du Unglücksmensch! Du verachtetest dich selbst und siehst es nicht! du hassest mich, weil ich polnisch bin — und weisst es nicht. Wie kann man so vernagelt sein!“

Unwillkürlich huschte ein Lächeln über ihr Gesicht, das Hans gierig auffing. Die unerwartete Wandlung in der bisher ernsten Miene des Mädchens machte ihm Mut. Er versuchte Helene zu umarmen und sagte, wie im Scherz:

„Komm, gib mir einen Versöhnungskuss.“

Helene wies ihm jedoch energisch von sich:

„Geh weg, du Verächter deines Elternhauses; du Abtrünniger!“

Diese Worte hatten Hans in seinem tiefsten Innern gepackt. Das vernichtende Urteil schlug wie ein Blitz auf ihn ein. Die Lüge seines äussern Wesens trat zum ersten Male in sein Bewusstsein und er verspürte den ersten Keim der Scham in seinem Gewissen. Wie im Traume sah er Helene eiligst davongehen; er fühlte, dass er moralisch unfähig sei, sie zurückzurufen, oder ihr nachzugehen.

Mechanisch setzte er sich auf die Bank, entnahm, wie geistesabwesend, seinem Etui eine Zigarette und bliess, schwer ausatmend, den ganzen Tabak zur Hülse hinaus.

„Was hat sie mir gesagt?“ murmelte er vor sich hin. „Verächter des Elternhauses! Abtrünniger!“

Ein heftiger Zorn ergriff ihn: Er hatte sein Lebensglück und seine Zukunft auf dem Deutschtum aufgebaut. Das angestammte Polentum wurde ihm schon in der ersten Präparandiekategorie als etwas Unerlaubtes, Ungesetzliches, Unerwünschtes, Verachtetes hingestellt. Es hat ihn viel Mühe gekostet, bis er das Vertrauen seiner Vorgesetzten errungen, die Hemmnisse für eine bessere Karriere und die letzten Spuren seiner polnischen Abkunft beseitigte. Und nun, da er sein Lebenswerk durch die Heirat mit seiner Auserkorenen krönen wollte, — erfährt er gerade von dieser Seite ein so vernichtendes Urteil. So manches andere Mädchen wäre stolz auf seinen Leutnantsrang, den er im Kriege erworben, auf sein Eisernes Kreuz I. und II. Klasse, auf seine österreichische Tapferkeitsmedaille und die Rote Kreuzmedaille III. Klasse. Dass jemandem der Name Chmura besser gefallen könnte wie Raufeld, war ihm vollkommen unverständlich.

Endlich raffte er sich auf und schritt langsam dem Ausgange entgegen. Unterwegs begegnete er zwei französischen Offizieren. Eine trübe Ahnung tauchte in seinem Hirn auf: Ob Oberschlesien wohl deutsch bleiben wird? — Die erste Enttäuschung in seinem Leben erlebte er in den Novembertagen des Jahres 1918, als ihm revolutionäre deutsche Soldaten die schönen silbernen Achselstücke von seiner neuen Uniform herunterrissen. Damals bedauerte er, dass er nicht 25 Jahre früher geboren wurde. Und nun drohten ihm neue Gefahren: Verlust seiner Helene — Verlust Oberschlesiens!

Hans biss die Zähne zusammen. „Das darf nicht sein!“ schärfte er sich ein. „Ein Glück, dass ich in der deutschen Propaganda tätig bin; ich werde dort mein Möglichstes tun und vor keinem Mittel zurückschrecken, um Oberschlesien für Deutschland zu retten. Sind die Polen erst mal geschlagen und eingeschüchtert, dann wird auch Helene ihren polnischen Fimmel aufgeben. Ran ans Werk!“

Mit diesen Gedanken gelangte Hans bis zum Boulevard.

II.

Hinter den Kulissen der alldeutschen Plebiszit-agitation herrschte eine fieberhafte Tätigkeit. Besonders in den Städten fanden unausgesetzt geheime Zusammenkünfte der um ihre schönen und einträglichem Posten bangenden höheren preussischen Beamten statt, an denen auch Offiziere aus dem Reiche teilnahmen. Auch von den angesehenen oberschlesischen deutschen Bürgern liessen sich zahlreiche für die hakatistische Propaganda gewinnen, teils aus Überzeugung, teils aus Freundschaft zu den früheren Machthabern im Lande. Die geheimen Sitzungen wurden meistens in Privat-räumen abgehalten, und zwar abwechselnd, bald bei diesem, bald bei jenem Gönner des Hakatismus.

Zu einer solchen Sitzung erhielt im Monat Mai auch Raufeld eine Einladung, nachdem er in Beuthen einen deutschen Stosstrupp organisiert hatte. Er stand bereits seit längerer Zeit mit preussischen Offizieren in Breslau und Brieg in geheimer Verbindung, und es schmeichelte ihm ausserordentlich, auch nach dem Kriege mit „Herr Leutnant“ angesprochen zu werden.

Diesmal waren sie in die Wohnung eines reichen Kaufmanns geladen, der seine Gäste mit Speise und Trank reichlich bewirtete. Raufeld gab einen kurzen Bericht über die Organisation der Stosstrupps im Stadt- und Landkreise Beuthen; er versicherte die Anwesenden von der absoluten Zuverlässigkeit der angeworbenen Leute.

Ein fremder preussischer Offizier betonte wiederholt, dass die polnische Aufklärungsarbeit unbedingt im Keime erstickt werden müsse, bevor die breiten Volksschichten von ihr durchsetzt werden. Angesichts der numerischen Überlegenheit der Polen in Oberschlesien gäbe es kein anderes Mittel, als die Bevölkerung mit Furcht und Schrecken im Zaume zu halten. Die Führer der polnischen Bewegung müssten unschädlich gemacht und die polnischen Agitationszentralen, besonders das Hotel Lomnitz ausgehoben werden. Die aufgeputschte Menge brauche nur das Hotel zu stürmen, worauf die weitere, die wertvollere Arbeit von seinen Leuten zu Ende geführt werden würde. Die polnischen Enthüllungen über die deutschen Absichten gingen nämlich von dieser „Hetzzentrale“ aus. Es müssten Leute beseitigt und wichtige Papiere beschlagnahmt werden.

Nach Schluss der geheimen Sitzung blieben die Teilnehmer noch in angeregtem Gespräch bei einander. Raufeld rückte zu seinem Freund Karl Rössling näher heran, der früher beim Grenzschutz gedient hatte. Im Laufe des Gesprächs sagte er zu ihm:

„Weisst du, ich freue mich, dass es schon heute gegen die Polen losgeht, denn ich bin jetzt nicht allein in nationaler, sondern auch in privater Hinsicht an der Beseitigung des Grosspolentums in Oberschlesien interessiert.“

„Wieso privatim?“ fragte Rössling, „willst du etwa Beute machen?“

„Im gewissen Sinne ja,“ entgegnete Hans. „Es ist allerdings eine edle Beute, die ich machen will. Höre

zu; Ich will es dir im Vertrauen sagen. Meine Braut, ein intelligentes, gebildetes Mädchen, scheint sich von der polnischen Propaganda bereits angesteckt zu haben, denn sie bekam bei unserer letzten Zusammenkunft moralische Agwandlungen darüber, dass ich kräftig auf die Pollacken schimpfe. Sie meinte, so etwas sei unedel. Ich habe also ein besonderes Interesse daran, die polnische Agitation in Oberschlesien mit Strunk und Stiel auszurotten. Wenn sie erst sehen wird, wie wir den polnischen Schreibern das Maul stopfen, dann wird sie ihre Polenfreundschaft aufgeben und sich vor der deutschen Macht beugen.“

„Aber natürlich!“ stimmte Rössling zu. „Preussen hat die Oberschlesier seit über hundert Jahren an der Kandare gehalten, es wird sie auch während der paar Abstimmungsmonate im Schach halten.“

„Die Hauptsache ist, die Führer beseitigen, denn das Volk ist dumm,“ ergänzte Hans.

„Das Volk weiss viel, ob es deutsch oder polnisch ist. Es sind doch keine Deutschen, die Nationalbewusstsein haben,“ setzte Rössling hinzu.

„Das meine ich auch,“ sagte Hans. „Wie du also siehst, kämpfe ich gleichzeitig einen idealen Kampf, nämlich um die Gesinnungsänderung meiner Braut. Sie wird bald einsehen, dass die Polenschwärmerei eitel Geflunker ist.“ —

„Bin wirklich gespannt auf den heutigen Abend“, unterbrach Rössling die kurze Sprechpause. „Meinst

du, dass wir genügend Pöbel zusammenbekommen?
„Bestimmt! Die Presse hatte ja Anweisung, die Volksseele zum Kochen zu bringen. Heute herrscht Siedehitze.“

Die Sitzungsteilnehmer begannen aufzustehen und sich gegenseitig zu verabschieden. Man hörte wiederholt die Worte: „Heil und Sieg! Viel Glück!“

III.

Der Abend zeigte ein sehr belebtes Strassenbild, besonders am Boulevard und in der Gleiwitzerstrasse. Man fühlte es ordentlich heraus, dass etwas in der Luft lag. Tatsächlich hörte man hie und da sagen: heute ist dicke Luft. Allerlei Gerichte schwirrten durch die Stadt. Ein deutscher Bürger, der von dem hervorstechenden Polenpogrom gehört hatte, warnte die Insassen des Hotels Lomnitz. Die grosse Woge der Bewegung liess sich jedoch nicht aufhalten. Auf dem Ringe sah man allerlei fremde Gestalten, deren Haltung und Gesichtsausdruck preussische Offiziere verriet. Sie spähten alle nach der Richtung der Moltkekaserne.

Raufeld und Rössling hielten sich ebenfalls in der Nähe des Ringes auf, als plötzlich grosse Menschenmassen auf der Bildfläche erschienen.

„Aha, es geht los!“ raunte Hans seinem Freund zu. „Wenn der Eingang gestürmt ist, dringen wir planmässig ins Innere. Hast du alle deine Papiere zu Hause gelassen?“

„Ja, natürlich!“ entgegnete Rössling; „wer wird denn so unvorsichtig sein.“

„Übrigens, hast du gehört, dass die „Ostdeutsche Morgenpost“ bereits die Einleitung zu dem Bericht über die Aushebung des Lomnitzhotels fertig im Satz stehen hat?“ fragte Hans.

Tatsächlich? — Das nennt man Fixigkeit!“

„Die Entente soll erfahren, dass das Volk in Oberschlesien vom Polentum nichts wissen will und dass die Abstimmung in einem solchen Lande Unsinn ist.“

„Da schau mal“, rief Rössling, „Ist das nicht Hauptmann von Kesselhut! Der hat sich maskiert wie ein Pariser Apache.“

„Und seine Begleiter sehen nicht minder verwegen aus“, bemerkte Hans. „Da ist auch Leutnant Erdreich dabel, sieh mal; ein schwerer Junge, extra aus Berlin herbeordert.“

„Der scheint Besonderes im Schilde zu führen“, sagte Rössling.

Inzwischen begann vor dem Hotel ein fürchterlicher Lärm, der lange Zeit anhielt. Die Menge wogte hin und her. Verschiedene Posten, Beobachter, Spitzel, Stosstruppler und sonstiges Gesindel provozierten unausgesetzt die Menge. Man wollte die polnischen Hotels, die Banken, die Grenzzeitung, sowie die Häuser der markantesten polnischen Persönlichkeiten stürmen. Plötzlich begann die Menge die Scheiben des Hotels einzuschlagen, Schüsse abzugeben, die Haustür zu erbrechen und in das Gebäude einzudringen. Wiederholte Warungsrufe und Schreckschüsse aus dem Hotel heraus waren vergebens.

Raufeld war mitten unter den Eindringenden.

„Gerade aus! Die Treppe hoch!“ rief er Rössling zu.

„Taschenlampen heraus!“ rief ein anderer. „Man sieht nichts!“ Doch in diesem Moment krachte eine Salve aus dem Dunkel. Ein wilder Menschenknäuel riss Einzelne zu Boden. Hans spürte einen heftigen Schmerz im linken Oberarm. Er versuchte, so schnell wie möglich ins Freie zu gelangen, was ihm nach vieler Mühe endlich gelungen ist.

Draussen traf er Rössling an, der mit der Menge aus dem Eingang herausgepresst wurde. Er stand da, ohne Hut und Stock; das rechte Bein wurde ihm so gewaltig gegen die Tür geklemmt, dass er sich nur mühsam fortbewegen konnte. Mit der linken Hand hielt er krampfhaft seine Weste in der Magengegend fest. Ein Schlag auf den Kopf hatte ihn fast betäubt.

Hans biss die Zähne zusammen; er hielt den Rockärmel fest umspannt, aus dem viel Blut durchsickerte.

Ohne sich um den weiteren Verlauf der Ereignisse zu kümmern, eilten sie, so gut es ging, nach dem Boulevard, um eine Droschke zu bekommen, die sie zu dem Sanitätsrat Dr. Loch bringen sollte. Unterwegs hörten sie, dass das Lomnitzhotel gleichzeitig von der Rückseite in der Langestrasse gestürmt werde, und dass es bereits Tote und Verwundete gegeben habe. Aber sie bezeugten gegenseitig an den Nachrichten kein Interesse; sie hatten an ihren eigenen Wunden und Beulen genug.

Nach der Konsultation bei Dr. Loch, der sich für die Vorgänge vor dem Hotel Lomnitz mehr interessierte als für die Schäden der Patienten, liessen sich die beiden Putschhelden in ihre Wohnungen bringen.

Hans wurde in der Folge in seiner Wohnung ärztlich behandelt. Was er aus den Zeitungen über die „grosse Sache“ erfahren hatte, war wenig erfreulich. Selten haben sich die preussischen Hakatisten so verrechnet und vor allem so blamiert, wie in Beuthen. Acht Polen haben das ganze Hotelgeviert wacker gehalten und alle Angriffe abgeschlagen!

IV.

Als Raufelds Mutter von dem Unfall ihres Sohnes Mitteilung erhalten hatte, begab sie sich, in grosser Sorge um sein Befinden, sofort zu ihm hin. Das brave polnische Mütterchen hatte in letzter Zeit vonseiten ihres Sohnes nur Demütigungen und Kränkungen erfahren, sodass sie mit sehr gemischten, zumteil ängstlichen Gefühlen in sein Zimmer trat.

Der Herr Sohn begrüßte die einfache Frau ziemlich frostig und sagte nach einer Verlegenheitspause, auf polnisch:

„Na, nehmt Platz; was steht Ihr!“

„Ich kam, um nachzusehen, wie es dir geht“, begann Frau Chmura, indem sie sich beschelden an den Stuhlrand setzte. „Ein Hausnachbar, der Bergmann Czepik, den du vielleicht noch kennst, sagte mir, er habe dich mit bebluteter Hand aus dem Hotel Lomnitz herauseilen sehen. Ist das wahr? Ich will es nicht glauben.“

„Ja, es ist wahr,“ entgegnete Hans kurz.

Frau Chmura senkte den Kopf und unterdrückte einen Schluchzer. Es herrschte lautlose Stille. Nach einer Weile sagte sie zaghaft:

„Mein Sohn, wie kannst du als Katholik unter Brandstifter, Mörder und Banditen gehen? Bist du schon so tief gesunken!“

„Mutter, das verstehst du nicht; es ist ein Kampf wie im Kriege. Ich bin kein Bandit; bin Offizier.“

„Oh, Ich verstehe schon, um was es sich handelt, du darfst mich nicht für dumm halten. Was haben dir denn die polnischen Leute getan, dass du so gegen sie hetzest?

Siehe, Ich habe dich mit demselben seligen Vater wie einen Augapfel behütet, wir haben dich als jüngstes Kind, als den Benjamin unserer Familie vor deinen Geschwistern bevorzugt? Deine Brüder müssen alle in der Grube arbeiten, und dich haben wir für unsere letzten Groschen Lehrer werden lassen. O, du Undankbarer, wie zahlst du uns das aus! Fühlst du denn garnicht mehr die Wärme der Eltern- und Geschwisterliebe, die dir aus unseren polnischen Herzen entgegen strömt; und hast du nicht selbst polnisches Blut in deinen Adern? Haben wir nicht gemeinsam unsere Gebete polnisch hergesagt und unsere Lieder gesungen?“ —

Hans sass wie versteinert da, während die Mutter langsam ihre Tränen trocknete, die ihr über die durchfurchten Wangen rollten. Wie vom tiefsten Schmerz getragen klangen jetzt die Worte:

„Glaubst du denn an keinen Gott mehr? Möge dir die heilige Maria beistehen! Was muss ich alte Frau alles erleben: ein Kind, das sein eigenes Blut verachtet, das mich nicht lieben will, mich — die Mutter.“ — —

„Beruhige dich,“ sagt endlich Hans mit milder Stimme, „es ist nicht so schlimm; du redest so viel.“

„Heute habe Ich,“ sprach Frau Chmura weiter, „Fräulein Helene Lipowski getroffen. Ist das ein gut-erzogenes Kind! Sie grüßte mich freundlich, erkundigte sich nach meinem Befinden und schämte sich nicht, eine

Strecke des Weges mit mir zu gehen. — Wie wohl das einem tut; solche gute Kinder zu sehen.“

Hans horchte auf. Ein unbekanntes Gefühl des Wohlbehagens durchrieselte seinen Körper, eine Freude über die Ehrung seiner Mutter. Er erstaunte innerlich über diese Empfindung. Seit seiner Präparandiezeit hat er sich seiner Familie immer mehr entfremdet, bis zur allmählichen Geringschätzung. Wurde ihm doch in der Lehranstalt alles Polnische bis zum Überdruß verekelt; und seine Eltern und Geschwister waren polnisch. Zum ersten Male schien es ihm, als befinde er sich in einem Irrtum, als komme aus dem Munde seiner Mutter uralte Weisheit hervor. Und Helene erstrahlte vor seinem geistigen Auge in einem schöneren Glanze.

Unter dem Eindruck dieser Gedanken, heandelte er jetzt seine Mutter zärtlicher und suchte ihre Bitternis zu mildern, sodass sie bedeutend erleichtert von ihm Abschied nehmen konnte.

Nach ihrem Fortgang verfiel Hans in eine schwere Grübelelei. Es kam ihm vor, als hätte er seine geistige Balance verloren. Gegensätzliche Gefühle durchwühlten sein Inneres; bald siegte der „kerndeutsche“ Raufeld über den Chmura, bald wieder Chmura über Raufeld. Das Plebiszit hat alle seine Spekulationen über den Haufen geworfen. Das stolze Deutschtum erschien ihm nach dem verlorenen Kriege immer armseliger! Konnte er jetzt umsatteln? Unmöglich! Was würden seine Kollegen sagen, seine deutschen Freunde, die vielen vornehmen Persönlichkeiten, mit denen er jetzt für das Preussentum in Oberschlesien arbeitete! Nein, nein, er ist doch preussischer Offizier, besitzt das E. K. I. und II. usw. usw.

V.

Als nach einigen Tagen das Wundfieber etwas nachgelassen hatte und die Schusswunde zu heilen begann, genehmigte Dr. Loch den ersten Ausgang. Sein Hauptgedanke war, mit Helene zusammen zu kommen. Zwar plagte ihn die Ungewissheit, dass die Nachricht von seiner „Heldentat“ bereits in das Haus Lipowski gedrungen ist, aber er unterdrückte sie aus Furcht, dass ihm das reizende Mädchen verloren gehen könnte. Helene wiederzuerobern erschien ihm heute von weit grösserer Bedeutung als die Rettung Oberschlesiens für Preussen. Er beschloss, ihr sofort einen Brief zu schreiben. Dieser müsse noch mit der Mittagspost abgehen, damit sie nachmittags schon einander treffen können. Er beschwor Helene, bestimmt zu kommen, da er ihr Wichtiges mitzuteilen habe.

Mit einem Gefühl der Erleichterung verlies er seine Wohnung und eilte zur Post. Dort begegnete er Rössling, der immer noch hinkte.

„Na, mein Lieber,“ sprach ihn Hans an, „geht's nicht besser? Ich hab's überstanden.“

„Ich nicht,“ erwiderte Rössling übellaunisch, „mir brummt immer noch der Schädel von dem Schlag, den ich bekommen. Der Fuss ist auch noch nicht in Ordnung. — Sag' mal, für wen kämpfen wir eigentlich? Die preussischen Oberhetzer sind hinter die Demarkationslinie verduftet und wir sitzen jetzt da. Ich habe in Zukunft nicht Lust, weitere Kastanien für die preussischen Junker und Schlotbarone aus dem

polnischen Feuer zu holen. Bin Oberschlesier, deutschgesinnt, möchte aber mit der Mehrzahl des Volkes in Frieden leben. Ich habe die gemeine Hetze satt!“

„Was redest du für ungereimtes Zeug“, sagte Hans erstaunt, „du wirst doch nicht das Deutschtum verraten!“

„Vom Verrat ist keine Rede,“ entgegnete Rössling, „Ich meine die hakatistische Hetze, den Terror, die Provokationen von unserer Seite.“

„Die Oberschlesier müssen eingeschüchtert werden, sonst stimmen sie für Polen und wir sind verloren,“ entgegnete Hans.

„Verloren sind wir sowieso, auch bei Deutschland.“

„Nur nicht so pessimistisch,“ ermahnte Hans. „Es kann auch anders kommen. Die Entente fällt bald auseinander, Polen wird von den Russen verschlungen und dann steht Deutschland wieder da in seiner ganzen Macht.“

„Das ist Zukunftsmusik!“ entgegnete Rössling. „Unsere Feinde werden uns den Gefallen nicht erweisen.“

„Dann wird ganz Europa bolschewisiert, in ein Chaos verwandelt, und aus diesem Chaos wird sich Deutschland an erster Stelle wieder herausarbeiten.“

„Also wieder Verbrechertaktik. Mir scheint, dass sich Deutschland auf anständige Weise nicht mehr helfen kann. Ich mache eine solche Politik nicht mehr mit. Ich danke dafür, erst zu ersaufen, um sich nachher zu retten. Ich habe genug; mir brummt heute noch der Schädel vom letzten Male.“

Hans klopfte ihn lachend auf die Schulter und sagte:

„Du wirst bald wieder anders reden. Komme doch zum nächsten Abend der Heimattreuen, dort wirst du

neuen Mut eingeflösst bekommen. Der dicke Justizrat Palluschka wird einen Vortrag über Oberschlesien halten.“

„Palluschka kann mir nicht imponieren. Der Mann ist bei der Zentrumspartei hinten runtergerutscht, obwohl er dort Führer war. Jetzt gründete er einen Verein katholisch gesinnter Hakatisten. Er ist ein sonderbarer Christ.“

„Palluschka ist ein kerndeutscher Mann,“ hob Hans hervor.

Rössling lachte auf.

„Hm, kerndeutsch!“ bemerkte er ironisch. „Solche zugestutzte Adjektiva imponieren mir nicht. Übrigens — Palluschka — ein polnischer Name; der Mann stammt doch von polnischen Vorfahren ab, was ihm als vernünftigen Menschen doch gut bekannt ist. Er ist genau so „kerndeutsch“ wie Sanitätsrat Dr. Loch, der doch Jude ist.“

„Deswegen kann er aber deutschgesinnt sein,“ wendete Hans ein.

„Ist er auch; der kriegt es sogar fertig, sich ein Hackenkreuz anzustecken. Ich wollte nur zeigen, was für Leute das Germanentum vertreten. Mir können die Ulitzkas, Nieborowskis, Urbaneks, Lukascheks keinen Respekt einflößen. Wenn das kerndeutsche Männer sein sollen, dann weiss ich wirklich nicht, was ich mit meinem deutschen Namen Rössling eigentlich bin.“

„Du hast komische Ansichten. Der Name tut nichts zur Sache — die Gesinnung macht's,“ entgegnete Hans.

„Weiss ich, aber dann sind das germanisierte Polen und keine Deutschen,“ widersprach Rössling.

„Ich, Rössling, bin Deutscher — du, Raufeld, bist Deutscher.“

Bei diesen Worten wurde Hans puterrot. Er schämte sich, dass er unter falscher Flagge segelte. Rössling fuhr fort:

„Gewiss gibt es auch Polen mit deutschen Namen; das kommt vor. Es gibt anständige Entnationalisierungsprozesse, aber das obereschlesische Renegatentum, das systematische Verleugnen seiner Abstammung als Massenerscheinung widert mich an, und zwar aus ethischen Gründen.“

Hans verspürte bei diesen Worten ein grosses Unbehagen, umso mehr, als er den logisch-geschlossenen Gedanken nichts Gleichwertiges entgegensetzen konnte. In vollständiger Hilflosigkeit und mit verlegener Miene brach er das Gespräch ab, indem er Eile vorschützte. Sie verabschiedeten sich von einander.

VI.

Am Nachmittag konnte Hans die ersehnte Stunde kaum erwarten, in der er Helene zu Gesicht bekommen sollte. Schon lange vor der angesetzten Zeit lief er in nervöser Hast die Gänge im Stadtpark auf und ab und spähte nach allen Richtungen aus. Pünktlich um 4 Uhr tauchte Helene an einem saftig-grünen Buschwerke auf. Sie schritt gravitatisch auf Hans zu und nahm, als sie sich ihm auf wenige Schritte genähert hatte, eine Attitüde an:

„Na, Hänschen, du siehst ja so ramponiert aus!“

Dabei wies sie auf seinen Arm hin, den er in der Binde trug.

„Es ist nicht schlimm,“ erwiderte Hans. „Bin bei dem Sturm auf das Hotel Lomnitz in die Schusslinie einer verirrten Kugel geraten. In wenigen Tagen ist der Arm geheilt.“

Nachdem sie einander die Hände gereicht hatten, sagte Hans mit milder Stimme, in der jedoch ein leiser Vorwurf miltönte:

„Weshalb bist du mir das letzte Mal davongelaufen? Eigentlich sollte ich von dir Sühne fordern.“

Helene liess sich aber nicht einschüchtern, sondern erklärte offen:

„Der Fall ist ein Abschluss gewesen, über den wir nicht zu reden brauchen. Du weisst genau, worum es sich handelt. Jetzt will ich wissen, was du mir Neues zu sagen hast. Hast du dich etwa bekehrt?“

Hans wurde verlegen.

„Bekehrt? Das ist kein geeigneter Ausdruck. Sagen wir, ich habe mich etwas umorientiert; ich will politisch weniger radikal sein, weniger hervortreten. Ich will in Zukunft alles vermeiden, was dir nicht gefällt. Mit einem Wort: ich liebe dich grenzenlos; ich will und kann nicht von dir lassen. Nur um eines bitte ich dich: lauf mir nicht mehr fort“.

Helene schüttelte lachend ihr blondes Köpfchen.

„Es ist zwar nicht viel, was du mir zu sagen hattest“, bemerkte sie schelmisch, „aber“ mit Rücksicht auf deine Arme-Sünder-Miene will ich mal ein Auge zudrücken. Ich bin auch gespannt, in welcher Weise deine Umorientierung in Erscheinung treten wird“.

Hans machte ein verschmitztes Gesicht.

„Mich wirst du nicht täuschen!“ fügte Helene hinzu. „Entweder du wirst ein gerechter Mensch, oder ...“

„... du laufst mir wieder davon“, ergänzte Hans.

In der Folge versuchte er, dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben. Auch vermied er sorgsam alles, was Helene missfallen könnte. Er war überzeugt, dass sich ihre polnische Gesinnung wieder verflüchtigen werde, wenn Oberschlesien bei Deutschland bleibt. Nur ein Gedanke quälte ihn noch: ob ihr alter Vater wohl auch Vorliebe für das Polentum hegt? Schon wollte er sie fragen; als ihm aber in demselben Moment der Gedanke kam, er könnte damit einen neuen Konfliktstoff mit Helene schaffen, gab er die Absicht auf. Er verschob die Frage auf eine passendere Gelegenheit. Um sie von jedem Argwohn zu befreien, gab er ihr die Versicherung, er werde stets ihre Überzeugung achten in der Hoffnung, seine politische Weltanschauung mit der ihrigen im Laufe der Zeit ganz in

Einklang zu bringen. Nebenbei war er der festen Überzeugung, dass er schliesslich den vollständigen Sieg davontragen werde.

„Du hast meine Mutter gesprochen“, sagte er plötzlich ganz unvermittelt.

„Jawohl“, erwiderte Helene. „Ich habe die fromme Frau sehr lieb. Unter ihrem einfachen Kleid schlägt ein edleres Menschenherz als unter so mancher seidenen Robe der Stadtdamen. Ihr gerader Sinn, ihre Aufrichtigkeit, ihre Ehrlichkeit, ihre Frömmigkeit üben auf mich einen grossen Zauber aus“.

Hans schwieg. Er fühlte, dass es ihm bei diesen Worten merkwürdig weich ums Herz wurde. Diese Verehrung für eine alte polnische Frau von seiten eines modernen jungen Mädchens erschien ihm etwas gesucht — ja, unnatürlich. Sein preussischer Sinn war auf solche Sentimentalitäten nicht eingestellt. Gewiss, die Eltern und Geschwister soll man achten, aber diese haben umgekehrt die Pflicht, sich von ihm, als dem kultiviertesten Familienmitglied, belehren zu lassen. In dieser Hinsicht habe er aber nichts erreichen können. Seine Brüder sind Arbeiter geblieben, die an ihrer polnischen Muttersprache, an ihren Sitten und Gebräuchen kleben geblieben sind, während er einen höheren Flug nahm, ein gebildeter deutscher Mann geworden ist. Ist es seine Schuld, dass zwischen ihm und seinen Angehörigen eine so grosse Kluft entstanden ist? Und doch — die Verehrung, die Helene für seine Mutter hegte, erfüllte ihn mit grosser Freude. Unter der dicken Kruste der preussischen Seminarbildung, die sein Wesen wie ein Panzer umgab, steckte schliesslich doch der Knabe Johann Chimura, wirkte

elne 14-jährige polnische Familienerziehung. Und diese Erziehung begann nach vieljährigem Schlummer wieder zu keimen. Erst unmerklich, doch immer wahrnehmbarer.

Obwohl äusserlich fröhlich, verabschiedete er sich von Helene doch mit einem gewissen seelischen Druck, mit dem Gefühl der moralischen Niederlage.

Als er Helene verlassen hatte, begab er sich in ein Kaffeehaus in der Bahnhofstrasse, um sich ein wenig zu sammeln. Er war heute mit sich selbst unzufriedener denn je. Sein einziger Wunsch war, einige politische Gesinnungsgenossen zu treffen, um sich über den Stand der Dinge ein Bild zu machen, um neuen Mut zu gewinnen. Bald darauf erschien auch ein alter Bekannter, der Kaufmann Josef Maschek, ein praktischer, heller Kopf, dessen Urteil überall ein grosses Gewicht hatte. Als er Hans erblickt hatte, setzte er sich sogleich an seinen Tisch. Nach den ersten Höflichkeitsphrasen, forschte er nach der Ursache der Armverletzung. Hans gebrauchte die Notlüge von der verirrten Kugel, da seine Teilnahme an dem Sturm strengstes Geheimnis gegenüber jedermann bleiben musste. Um das Gespräch von dem peinlichen Thema abzulenken, fragte er mit interessierter Miene:

„Na, Herr Maschek, Sie kluger Mann, wie wird's mit der Abstimmung, bleiben wir bei Deutschland?“

„Ausgeschlossen“, entgegnete Maschek mit Betonung. „Welcher vernünftige Oberschlesier wird denn für Deutschland stimmen! Wissen Sie, was das für eine Verantwortung wäre gegenüber unseren Kindern und Kindeskindern. Nein, nein Lieber, für die preussische Vormundschaft danken wir“.

„Ich bin einfach paff“, rief Hans aus, „wie kann man für ein Land wie Polen stimmen; dort ist doch nichts zu holen“.

„Haben Sie eine Ahnung, was dort zu holen ist. Haben Sie denn nicht das **Memorial der Oppermer Handelskammer** und die **Eingaben des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins** an die preussische Regierung gelesen?“

„Nein, davon weiss ich nichts“.

„Dann dürfen Sie nicht mitreden. Ich habe in der Schule gelernt, dass man von Sachen, die man nicht kennt, nicht reden soll“.

„Was steht denn in den Schriftstücken?“ fragte Hans.

„Dort haben die massgebendsten Persönlichkeiten der ober-schlesischen Grossindustrie bekannt, dass Polen ein von der Natur äusserst reich bedachtes Land ist, das in seinem Schoosse Kohle, Zink-, Blei-, Eisen- und Kupfererze enthält. Deswegen sollte die deutsche Regierung im Jahre 1917 mit aller Macht danach streben, dass Polen an Deutschland angeschlossen wird, weil besonders der ober-schlesische Industriebezirk ohne Polen nicht bestehen könne. Des weiteren wird nachgewiesen, was Polen an Deutschland in grossen Mengen alles exportiert hat, z. B. Erze, Holz, Mehl, Mühlenfabrikate, landwirtschaftliche Produkte, wie Gerste, Hirse, Sämereien, Flachs, Kleie und Ölkuchen. Sehr umfangreich sei ferner die Ausfuhr in Geflügel aller Art und Schweinen. Die ober-schlesischen Grossindustriellen klagen über die Hemmungen in der Entwicklung der Industrie wegen seiner geographischen Lage. Die Grenze nach Polen müsste geöffnet werden,

da Polen mit seinen **ausserordentlichen Entwicklungsmöglichkeiten** als **aufnahmefähiges Absatzgebiet** in erster Linie in Frage komme. Aus den Äusserungen der Grossindustriellen muss sich jedermann überzeugen, dass Oberschlesien von Polen in wirtschaftlicher Hinsicht abhängig ist, und dass Oberschlesien und Polen zusammengehören“.

„Das ist mir neu“, wendete Hans ein.

„Ist aber Tatsache!“

„Hm, das ist aber komisch. Ich lese doch auch Zeitungen“.

Maschek grinste ironisch.

„Ich will Ihnen gleich sagen, welche Zeitungen Sie lesen: die „Ostdeutsche Morgenpost“, den „Schwarzen Adler“, na und vielleicht kaufen Sie sich auch hin und wieder die „Landeszeitung“.

„Sie haben's so ziemlich erraten“.

„Sehen Sie, wie ich es weiss! Polnische Zeitungen lesen Sie doch nicht?“

„Aber ich bitte Sie, ich als Lehrer“.

„Na, dann reden Sie doch nicht, dass Sie eine eigene Meinung haben; ihre Ansichten sind nur der Niederschlag dieser Hetzblätter, die von der Schwerindustrie unterhalten werden. Wenn Sie ein ganzer Mann sein wollen, dann müssen Sie sich eine eigene Meinung bilden. Die deutschen Zeitungen haben uns während der ganzen Kriegszeit belogen und versuchen uns auch jetzt über die wahre Lage zu täuschen. Alles bestellte und bezahlte Arbeit. Welcher besonnene Mensch glaubt denn dem hakatlistischen Zeitungsgeschmiere? Die „Ostdeutsche Morgenpost“ wurde für Millionen erworben, der „Oberschlesische Kurier“ hat

seine Seele ebenfalls für mehrere Millionen verkauft, sogar der „arbeiterfreundliche“ Volkswille hat zur Einrichtung einer eigenen Druckerei in Kattowitz Millionen Mark Regierungsgelder erhalten. Das nennt sich dann „öffentliche Meinung“. Diese Zeitungen erziehen das Volk nicht zum Denken, sondern im Gegenteil zum Nichtdenken. Acht alldeutsche Gedankenschmieden, genannt Pressezentralen, fertigen für die ober-schlesischen Abstimmungsblätter die Manuskripte an. Ich weiss Bescheid! Es sind gemeine Sterbliche, die das alles schreiben, von den preussischen Gewalthabern gut bezahlt. Haben Sie noch nicht darüber nachgedacht, dass im Solde stehende Gehirne recht primitive Apparate sind? Gehören Sie etwa auch zu den unmündigen Abonnenten, die alles kritiklos fressen, was ihnen in den Mund geschmiert wird? Ich nicht!“

„Was Sie da sagen, muss sich aber gleicherweise auch auf die polnische Presse beziehen“, bemerkte Hans.

„Die polnische Presse? — Herr Raufeld, überlegen Sie sich doch mal: Gegenüber der tausendköpfigen deutschen Zeitungshydra sind die handvoll polnische Zeitungen mit der „Grenzzeitung“ zusammen unschuldige Lämmchen. Die polnische Presse ist kaum in der Lage, den hundertsten Teil der gemeinsten Lügen über Polen, die täglich fabriziert werden, richtigzustellen. Wenn sie noch ein Fünkchen Gerechtigkeits-sinn haben, müssen Sie zugeben, dass sich die polnischen Zeitungen in der Defensive befinden“.

Hans sann einen Augenblick nach. Dann sagte er: „Das Zahlenverhältnis zwischen der deutschen und polnischen Presse ist allerdings auffallend. Gewiss,

man muss zugeben, dass unter diesen Umständen auf deutscher Seite sich ungleich mehr Lügen häufen müssen“.

„Na, sehen Sie, mein Lieber, nur ein bisschen Nachdenken, dann kommt man der Wahrheit näher. Wie oft ist nach der „Ostdeutschen Morgenpost“ nicht schon der polnische Staat zusammengebrochen, die Hallerarmee desertiert! Man muss staunen, welche Gedächtnisschwäche und Dummheit das Blatt seinen Lesern zumutet. Ich kann Ihnen nur zuraten: lesen Sie auch die „Grenzzeitung“. Doch entschuldigen Sie mich jetzt, ich habe Eile. Nächstens können wir wieder ein wenig plaudern. Auf Wiedersehen, Herr Raufeld“.

„Leben Sie wohl, Herr Maschek“.

Hans war von der Aussprache wenig erfreut. Es kam ihm vor, als hätte er seinen deutschen Standpunkt zu wenig verteidigt. Er war doch sonst eine streitbare Natur.

VII.

Einige Tage blieb Hans noch im Krankenurlaub. Als er sich eines Tages zum Dienst meldete, erkundigte sich der Schulanstaltsleiter recht fürsorglich nach seinem Befinden und feierte ihn, ohne mit einem Wort die Affäre im Lomnitzhotel zu erwähnen, als tatkräftigen deutschen Mann, der sich bei allen vaterländisch gesinnten Männern grosse Achtung erworben habe. Hans übernahm wieder die Leitung des Stosstrupps, den während seiner Krankheit einer seiner Amtskollegen geleitet hatte und ging in wenigen Tagen von neuem in dem polengehässigen Element der alldeutschen Propaganda auf. Er organisierte den Vertrieb des „Schwarzen Adlers“ in seinem Propagandabezirk, lanzierte auch in vorsichtiger Weise eine grössere Anzahl einer jeden Nummer in die Schulbänke, damit die Blätter in die Wohnungen der Eltern gelangen und veräumte keine Gelegenheit den polnischen Unterricht zu sabotieren.

Obwohl nun Hans zur grössten Zufriedenheit der Propagandaleitung und seiner alldeutschen Gönner arbeitete, merkte er doch einen starken Riss in seinem Gemüt, der sich jedesmal erweiterte, wenn er mit Helene einige Viertelstündchen verbrachte. Die Abwicklung seiner Agitationsgeschäfte gestaltete sich immer mechanischer, ohne innere Befriedigung. Dabei quälte ihn der Gedanke, dass er gegenüber Helene ein wenig aufrichtiges Spiel treibe. Das Doppelspiel als preussischer Hakatist und Polenhasser einerseits und

gerechtdenkender, loyaler Oberschlesier anderseits war auf die Dauer unhaltbar.

Ganze Wochen vergingen, ohne dass die politischen Ereignisse einen Ausweg aus dem fatalen Zustand gestattet hätten. Endlich im August erfuhr er in einer geheimen alldeutschen Versammlung, dass etwas Grosses im Gange sei: Polen stehe vor dem Zusammenbruch; Die Bolschewisten rückten immer näher an Warschau heran; die Befreiungstunde Deutschlands stehe bevor. Im Lager der geheimen alldeutschen Propaganda, die von der Befehlsstelle Spree aus in Berlin geleitet wurde, herrschte eine fieberhafte Tätigkeit. Die hakatistische Reptilienpresse täuschte die öffentliche ober-schlesische Meinung bis zum letzten Tage. Endlich am 17. August kündigten Plakate des „Oberschlesischen Gewerkschaftskartells“ Protestversammlungen gegen die Verletzung der ober-schlesischen Neutralität durch die Franzosen an. Die Unterschrift des Kartells war gefälscht, da dieser solche Protestversammlungen nicht beschlossen hatte. Mittags ertönten die Sirenen in den Industrieanlagen und alldeutsche Direktoren und Beamte trieben die Arbeiterbevölkerung von den Arbeitsplätzen in die Versammlungen, wo angeblich dringende und interessante Angelegenheiten erörtert werden sollten. Das verblüffte ober-schlesische Arbeitervolk ging verwundert nach den Versammlungslokalen, aus denen es enttäuscht zurückkehrte, da in Oberschlesien doch nichts passierte, was einen Protest rechtfertigen konnte. Kommunisten, Sozialdemokraten und irreführte Arbeiter und Beamte machten dann noch Strassenumzüge, die aber zur Enttäuschung der auswärtigen Putschhelden in den meisten Städten ruhig

verliefen. Nur in Kattowitz, wo die grössten Anpeitscher der Volksseele am Ruder tätig waren, kam es zu Blutvergiessen und Untaten.

Raufeld war ebenfalls nach Kattowitz kommandiert. Sein Rektor, Herr Wolfgang Stiller, der sonst den harmlosesten Menschen abgab, und so tat, als könnte er kein Wässerchen trüben, war in Wirklichkeit ein fieberhafter Hakatist. Dieser verknöcherte Herr mit seinem unsteten nervösen Getue war das Prototyp eines verbohrtten preussischen Polenfressers. Obwohl er nie in die evangelische Kirche ging, da sein Sonntagsfrühschoppen bis in die Nachmittagsstunden anhielt, war er doch der beste Freund vom Pastor. Am 17. August liess er sich Herrn Raufeld kommen und gab ihm durch die Blume zu verstehen, dass er in Kattowitz gebraucht werde.

Hans, der gegenüber seinen Vorgesetzten immer den subordinierten Beamten spielte und dabei ganz seinen Leutnant und sein Eisernes Kreuz I. und II. Klasse vergass, konnte nicht widersprechen. Nur ein Wort erlaubte er sich einzuwenden:

„Herr Rektor, ob Warschau wirklich gefallen ist?“

Der gestrenge Herr zog die Augenbrauen zusammen und entgegnete barsch:

„Gefallen, oder nicht gefallen, das ist gleich! Jedenfalls schreibt es unsere Presse so — und das ist massgebend. Wir haben nur die Befehle auszuführen, nichts weiter. Sie sind doch preussischer Offizier!“

„Jawohl, Herr Rektor, ich füge mich“.

„Hell und Sieg, Herr Raufeld“.

„Heil!“ erwiderte Hans und zog militärisch ab.

Als Raufeld in Kattowitz ankam war alles schon im Aufruhr. Zwei französische Soldaten waren bereits erschlagen, vier sozialdemokratische Gewerkschaftsführer aus Deutschland forderten die Entwaffnung und den Abzug der Franzosen, der polnische Arzt Dr. Mielecki war ermordet und die polnischen Geschäfte waren demoliert. Jetzt ging es auf das „Deutsche Haus“ zu, wo sich das polnische Plebiszitkomitee befand.

Hans Raufeld verteilte seine Leute, die aber scheinbar überflüssig waren, denn es fehlte nicht an Händen. Brennstoffe wurden herbeigebracht, sodass die unteren Räume in wenigen Minuten in Flammen standen. Die deutschen Angreifer schrieten wie wilde Tiere:

„Schlagt sie tot, die verfluchten Pollacken, die gemeinen Schweine! Rann an die Kerle!“

Im nächsten Augenblick sah Hans, wie ein junger polnischer Mann aus dem Gebäude auf die Strasse gezerrt wurde. Die wütende Menge schlug in der unbarmherzigsten Weise auf ihn ein, so dass er schon nach wenigen Schritten wehklagend zusammenbrach.

„Haut das polnische Schwein, schlagt ihn tot, den Hund“, hörte man laut rufen.

Hans sah wie seine Stosstruppler mit aller Kraft den Wehrlosen bearbeiteten und dabei mit bestialischer Wut schimpften und fluchten.

In dieser wilden Orgie hörte er im Geiste die Worte seiner alten Mutter:

„Mein Sohn, glaubst du denn an keinen Gott mehr!“

Hans taumelte zurück, fasste sich ans Herz und schaute wie geistesabwesend auf die vertierte Menschheit.

Plötzlich kam ein Stosstruppler, der Gelegenheitsarbeiter Schendzielorz an ihn heran und sagte triumphierend:

„Herr Leutnant, dem haben wir's gegeben, dem verfluchten polnischen Hund. Der wird nicht mehr abstimmen!“

Die Aussenstehenden stimmten eine wilde Lache an und riefen wie besessen: „Heraus mit den übrigen polnischen Plebiszithunden aus dem Hotel, sie müssen alle erschlagen werden“.

Ein Herr, der neben Hans stand, sagte auf deutsch: „Es ist eine Schande, was sich hier tut; ist das die berühmte deutsche Kultur?“

Ein anderer Zuschauer erwiderte:

„Das ist keine deutsche Kultur, das ist preussische Erziehung“.

Hans wendete sich um und ging nach der Eisenbahnunterführung, um von der Bildfläche zu verschwinden. Er wankte wie ein Betrunkener nach dem Ringe. Als er dort erfuhr, dass die Strassenbahn nach Beuthen bereits fort war, ging er nach dem Bahnhof.

Schwere Gedanken wälzten sich durch sein Gemüt. Helene stieg vor ihm auf: dieses liebevolle, kluge Mädchen! — Wie gemein sind doch seine Wege! Gegen wen kämpft er eigentlich? „Gegen das eigene Blut“, hörte er deutlich in seinem Innern.

Wie im Traume kam er in Beuthen an und durcheilte die Strassen bis zu seiner Wohnung. Dort brach er zum ersten Mal morallsch zusammen.

„Ich Elender, was tue ich“, hörte man ihn flüstern. „Wer sind meine Auftraggeber?“

Nachdem Hans im Paletot über eine Stunde auf dem Sofa gelegen hatte, erhob er sich ein wenig erleichtert. Sein Blick fiel auf die neuesten Zeitungen, die ihm seine Wirtin auf den Tisch gelegt hatte. Obendrauf lag der „Schwarze Adler“.

„Wer gibt dieses Blatt eigentlich heraus?“ fragte er sich etwas gereizt. Er suchte in nervöser Hast das Impressum, und als er die Verlagsfirma „Kurier“-Königshütte entdeckte, murmelte er vor sich hin:

„Also dieselbe Druckerei, die neben dem renomiert-katholischen „Oberschlesischen Kurier“, der für „Wahrheit, Freiheit und Recht“ zu kämpfen vorgibt, auch die Skandalblätter „Wola Ludu“ und den „Dzwon“ anfertigt“.

Jetzt überkam ihn eine Ahnung, welche feile Dirnen auch die übrigen Abstimmungszeitungen sind, wie z. B. die „Oberschlesische Volksstimme“, der „Volkswille“ usw. Er erkannte klar und deutlich, dass ebenso wie die Druckereien für schweres Geld alles drucken, so auch die im Solde stehenden Gehirne der Zeitungsredakteure alles schreiben, was von den unbekanntem Auftraggebern gewünscht wird. Alles Knechte auswärtiger Machthaber; kein Kampf für die ureigenste Überzeugung!

Nach langem Grübeln über die alldeutschen Kampfmethoden, schlief Hans gegen Morgen endlich ein.

VIII.

Am Nachmittag des nächsten Tages hatte er das Glück, Herrn Lipowski zu begegnen. Der alte Herr kannte die Familie Chmura recht gut, da sowohl die Brüder als auch der verstorbene Vater des Lehrers Raufeld unter ihm auf der Grube gearbeitet haben. Herr Lipowski war anfangs auf den jungen Lehrer nicht gut zu sprechen, weil er der Germanisation unterlegen ist, was nach seiner Ansicht einen Mangel an Verstand und Charakter darstellt. Als er aber merkte, dass Helene in Hans ziemlich verschossen war, stimmte ihn sein väterliches Herz milder.

Kaum hatten sich die beiden Männer begrüßt und einige Worte miteinander gewechselt, als auch Helene hinzukam, die vorher eine kleine Besorgung in einem Geschäftsladen erledigt hatte.

Hans schlug vor, in ein Kaffeehaus zu gehen, doch wehrte Herr Lipowski ab, mit der Bemerkung, dass er mit Helene in seinem Hause zum Kaffee erwartet werde. Sie gingen nun im Gespräch weiter, bis sie vor's Haus kamen. Als sich Hans verabschieden wollte, sagte Herr Lipowski: „Kommen Sie doch mit hinauf auf ein Täschen Kaffee! wir können dabei miteinander ein wenig plaudern“.

Dieser Einladung ist nun Hans ohne Umschwelfe gefolgt. Herr Lipowski hatte dabei den Nebengedanken, den jungen Lehrer persönlich näher kennen zu lernen, vor allem aber seinen Charakter als Mensch zu prüfen.

Die Aufrichtigkeit mit der er von seiten des Herrn und der Frau Lipowski behandelt wurde, liess ihn jede Steltheit und Befangenheit leicht beseitigen.

Nach einem gemütlichen Plauderstündchen aller Personen miteinander, kam Lipowski auch auf die letzten politischen Ereignisse in Oberschlesien zu sprechen. Schliesslich sagte er:

„So alt ich bin, mein lieber Raufeld, habe ich eine so gemeine Hetze gegen das einheimische Element noch nicht gesehen, wie sie die landfremden Hakatisten hier betreiben. Ein organisiertes Banditentum bedroht den Frieden des Landes, unternimmt auf Befehl versteckter Hetzer allerlei Untaten und schreckt sogar vor Plünderungen, Morden und Brandstiftungen nicht zurück. Die von Berlin aus bestochene Presse leistet den Verbrechern Hilfe, stellt hinterher die Tatsachen auf den Kopf, lügt das Blaue vom Himmel herunter und stellt sich in der widerwärtigsten Weise fortgesetzt selbst lobende Zeugnisse aus. Dass uns Polen (Hans horchte auf!) die Geduld ausging und wir die sogenannte Sicherheitswehr zum Teufel jagten, nehmen uns diese Reptilienblätter furchtbar übel. Es muss doch endlich einmal Gerechtigkeit in das Land einziehen! Meinen Sie nicht auch, Herr Raufeld?“

„Jawohl, Gerechtigkeit muss sein“, entgegnete Hans etwas kleinlaut.

„Seit 150 Jahren“, sprach Herr Lipowski weiter, „drangsaliert uns Urbewohner das preussische Herrmentum schlimmer, als ob wir die verkommenste Negerasse wären. Man hat unsere Vorfahren von der Scholle gejagt, versklavt und dann das Land unter preussische Junker verteilt. Die Zornesröte steigt einem ins Gesicht,

wenn man bedenkt, dass heute 87913 arme polnische Bauern nur den 14. Teil des oberschlesischen Bodens besitzen, während 7 deutsche Magnaten über ein Viertel und 258 feudale deutsche Grossgrundbesitzer mehr als die Hälfte des ganzen Landes ihr Eigen nennen. — Die Preussen sind gierige Landräuber. — Meinen Sie nicht auch, Herr Raufeld?“

Hans (verlegen): „Ich habe das alles nicht gewusst“.

„Dann will ich Ihnen noch mehr erzählen“, fuhr Herr Lipowski fort. „Um das polnische Volk in Oberschlesien auch geistig verkümmern zu lassen, hat Friedrich II. nach der „Besitzergreifung“ Schlesiens alle klösterlichen Mittelschulen, in denen Söhne der ärmeren Bevölkerung zum grössten Teil unentgeltlich studierten, schliessen lassen, und den polnischen Bauernsöhnen und Kindern geringerer Leute das Studieren verboten“.

„Ist so etwas möglich!“ rief Hans erstaunt aus.

„Das ist Tatsache! Lesen Sie die preussischen Verordnungen aus jener Zeit nach. Die polnische Kultur wurde systematisch unterdrückt, um uns als Ersatz die wesensfremde preussische Dressur aufzuzwingen. Das Gemeinste und Raffinierteste zugleich war die Verfolgung unserer Muttersprache in Schule, Gericht und Verwaltung. Fremde preussische Beamte spielten sich uns gegenüber als Kulturträger auf. Aus unserem Volke hervorgegangene Geistliche und Lehrer wurden zu Germanisatoren erzogen. Nennen Sie das Wohltaten für's Volk?“

„Das kann schwerlich behauptet werden“, erwiderte Hans.

„Vergessen Sie keinen Augenblick, dass Oberschlesien urpolnisches Land ist, und zwar nach Aussagen deutscher Geschichtsschreiber. — Sie lächeln? — Wissen Sie, was Grünhagen, Stenzel Zivier, Meitzen, Weinhold, Stenus, Henel, Fibiger, Zöllner und andere darüber schreiben?“

Hans zuckte die Achseln und sagte beschämt:

„Diese Geschichtsschreiber kenne ich garnicht“.

„Ach, Sie kennen sie nicht?“ sagte Herr Lipowski mit gedehnter Stimme, „dann empfehle ich Ihnen das Büchlein von Jacenty Pyrlik unter dem Titel: „War Oberschlesien deutsch oder polnisch?“ Dort können Sie wenigstens die wichtigsten Zitate nachlesen. Wie ich bemerke, sehen Sie Ihre Heimat und Ihre Landsleute nur durch die preussische Brille an“.

Während des Gesprächs betrat Helene das Zimmer, die bis dahin der Mutter in der Küche behilflich war.

Hans räusperte sich ein wenig benommen und sagte:

„Ich gebe zu, dass ich von Ihnen vieles erfahren habe, das mir fremd und überraschend vorkommt. Ich bin gern bereit, mich mit der wahren Geschichte unserer Heimat vertraut zu machen“.

Helene bemerkte hierzu scherzhaft:

„Tue das bitte, aber recht gründlich, damit aus einem dressierten preussischen Gesinnungsknecht ein freier Edelmensch wird“.

„Ich bin ernstlich gewillt, es zu tun“, betonte Hans. „Ich war bis dahin allerdings der Ansicht, dass wir unsere Kultur den Preussen zu verdanken haben“.

„Was wir an Wohlstand hier haben, verdanken wir den Hunderttausenden polnischen Arbeiterhänden. Für eine wahre Menschenkultur haben die Preussen wenig übrig gehabt. Wo haben wir eine Bibliothek, eine Universität, eine Technische Hochschule, in der sich die Landeskinder in deutscher und polnischer Sprache für die besonderen Aufgaben des Landes hätten bilden können? Als Kolonie für allerlei auswärtige Streber hat man unser Oberschlesien betrachtet. Lesen Sie doch das Buch von Pampuch: „150 Jahre preussischer Knechtschaft“ und es werden Ihnen als Oberschlesier die Haare zu Berge stehen. (Verlag Miarka — Nikolai) Galle werden Sie spucken auf die preussischen Machthaber. Wo immer ein polnischer Oberschlesier nach Höherem strebte, sei es in Schule oder im Amt, überall musste er sich ducken, musste kuschen, sein Elternhaus verleugnen, Hurrapatriot werden und möglichst — so wie Sie — einen deutschen Namen annehmen. Ist das Kultur? He?“

Hans liess den Kopf sinken.

„Wollen Sie noch mehr wissen? Dann lesen Sie regelmässig die „Grenzzeitung“, den „Weissen Adler“, das Broschürenmaterial der polnischen Aufklärungsarbeit“.

„Ja, ja, mein Hänschen“, fügte Helene lachend hinzu, „du hast überhaupt keine Meinung, die aus eigenem Nachdenken stammt, sondern sprichst alles wie ein Papagei nach, was die hakatistischen Blätter schreiben“.

„Du tust mir Unrecht“, wendete Hans ein, „schon seit einiger Zeit fühlte ich einen grossen Zwiespalt in

meinem Innern. Ich will jetzt ernsthaft die Wahrheit suchen“.

Helene quittierte dieses Versprechen mit einem dankbaren Lächeln, das Hans ganz weich stimmte. Nach einer Weile sagte er ernst:

„Ich bin für mein Volk, für Polen, noch nicht verloren!“

Der alte Lipowski reichte Hans die Hand und drückte sie mit stummer Herzlichkeit. Seine Augen zeigten in diesem Augenblick einen merkwürdig feuchten Glanz. Dann schritt er zum Bücherschrank, zog ein Buch hervor übergab es Hans und sagte:

„Das ist: **Buszczyński — Freiheitshort**; Deutung der Geschichte Polens. — Lesen Sie es, lieber Herr, lernen Sie die wahre Geschichte Polens kennen. Sie werden mit Staunen und Empörung erfahren, wie dick die Kruste von Lügen ist, die die verbrecherischen Teilungsmächte durch ihre gelehrten Knechtseelen auf dieses Edelland angehäuft haben. Vor ihren Augen wird sich eine tausendjährige ruhm- und glanzvolle Geschichte unter vierzig Königen aufrollen, wie sie selten ein Volk in Ehren durchlebt hat. Der Geist der Geschichte Polens wird sich auch Ihnen mitteilen, er wird sie sehend machen und die preussische Blindheit, die Ihnen noch anhaftet, gänzlich beseitigen“.

„Siehst du, Hans“, raunte Helene ihrem Schatz ins Ohr, „der Vater wird dich schon bilden. Komm' nur öfters her“.

Bei der bald darauf erfolgten Verabschiedung, erklärte Frau Lipowski, er möge sich gelegentlich zum Nachmittagskaffee wieder efinden. Hans verliess in selbstzufriedener Laune und mit Mut das gastliche Haus.



IX.

Die ersten Schritte, die Hans in den nächsten Tagen als Folge seiner besseren Einsicht unternahm, zielten dahin ab, sich von der alldeutschen Hetzpropaganda zu befreien. Das war nicht so leicht und zog den Argwohn verschiedener leitender Persönlichkeiten auf ihn. Andererseits verspürte Hans mit jeder Phase der Loslösung von dem freiheitsmörderischen Haktismus ein stolzes Gefühl in der Brust, das man als den „Mut des freien Mannes“ bezeichnen könnte. Verächtlich erschien ihm von jetzt ab ein Oberschlesier, der gedankenlos den landfremden preussischen Haktisten nach dem Munde redete. Er wollte jedenfalls von dem Pfade der fortschreitenden Erkenntnis, von dem Streben nach Wahrheit und Klarheit nicht mehr abweichen.

Die Lektüre polnischer Zeitungen und Schriften flösste ihm ein mächtiges Interesse für das polnische Oberschlesiervolk ein, für jenes von den Preussen so verachtete Volk, von dem er abstammte. Allerlei Gedanken stiegen in seinem Kopfe auf: Wenn das polnische Volk in Oberschlesien wirklich eine so verkommene Rasse wäre, wie der Adjutant Friedrich Wilhelm IV., Graf Stolberg-Wernigerode im Jahre 1848 seinem König berichtete, so müsste er als Sprössling dieses Volkes eine degenerierte Kreatur sein. Die preussische Selbstüberhebung, die angeborene Geringschätzung für die slawischen Völker haben solch unsinnige Urteile erzeugt.

Hans spürte die Kraft in seinen sehnigen Muskeln, die wunderbaren Resultate seines Intellekts auf dem Gebiete der Erkenntnis, die das Selbststudium, das eigene Nachdenken in den letzten Tagen gezeitigt haben, und die Lüge von der preussischen Kultur stand vor ihm in ihrer ganzen Hässlichkeit da. Wie erbärmlich aberwitzig erschienen ihm die preussischen Korrektoren der Schöpfung, die zuerst das knospende Leben des Oberschlesiervolkes brutal vernichteten, um es dann mit Surrogaten aufzuziehen. Wie gesund sind nicht seine Brüder, wie derb ihre Fäuste, wie mutig ihr Sinn! Und die rüstige alte Mutter!

„Welche schändliche Abtrünnigkeit!“ rief Hans aus, „gegen das eigene Volk mit der Lüge einer angeblich höheren Kultur vorzugehen! Es gibt keine bessere Kultur als die eigene, diese fortzubilden, gilt als vernünftiges Streben. Sich mit fremder Kultur schmücken und seine ihm eigentümliche verachten, heisst, seine Beine durch künstliche ersetzen.“

Am nächsten Sonntag wurde Hans von dem Verlangen ergriffen, zum polnischen Hochamt zu gehen; er wünschte sehnsüchtig, seinem Volksstamm nahe zu kommen, von dem er sich so weit entfernt hatte. Zaghaft, fast beschämt betrat er die Trinitatiskirche, wie ein verlorener Sohn, der nach vielen Jahren der Irrungen nach dem Elternhaus zurückkehrt. Als Renegat, als Abtrünniger stellte er sich abseits in das Halbdunkel eines Pfeilers, wobei er das Gefühl nicht unterdrücken konnte, dass er auch diesen Platz mit seinen Fusssohlen entweihte.

Sein Auge glitt über die Köpfe der Andächtigen. In welcher Sprache erscholl der Lobgesang für den

Herrn der Schöpfung? War es nicht **unverfälschtes Polnisch**, trotz 150 jähriger raffiniertester Germanisation? Wie kleinmütig und schwach kam er sich vor! Wie verächtlich erschienen ihm die oberschlesischen Renegaten, die sich gleichsam ihre eigenen Beine amputieren liessen, um auf schönlackierten und mit preussischen Zierrat versehenen Stelzfüssen einherzugehen!

Hans faltete die Hände und betete, während der erhabene Gesang der Gemeinde seine halblauten Worte, die er vor sich hinsprach, begleitete.

Hier, mitten unter seinen Stammesgenossen, fühlte er sich als Teil eines Ganzen, als sinngemässes Glied der Schöpfung. Für und nicht gegen sein Volk zu arbeiten erschien ihm sittliche Pflicht, Zweck und Ziel jeder Erziehung und Bildung.

Als bei der Schlussandacht das herrliche polnische Segenslied „Przed tak wielkim Sakramentem“ erscholl, mit einer Dynamik des Schalls, die Herz und Gemüt jedesmal so mächtig ergreift, da löste sich in seiner Vorstellung eine neue Erkenntnis aus: **Ich war bis jetzt Götzendiener!** Der grosse Baal, den Ich anbetete, ist der preussische Staat; der gefrässigte Götze, den Je die Welt gesehen; jene Verkörperung böser Prinzipien, die alles nachbarliche Leben mit anderen Völkern vergiftet. Ein Grossmoloch, der ungezählte Hekatomben Menschenleben und Menschenseelen bereits gefressen hat und der sich mit Hilfe seiner nutznessenden Götzendiener anschickt, erneut seine Herrschaft in Europa aufzurichten. Mit Lug und Trug, mit der Brandfackel und mit dem Dolch sind bezahlte Knechte dieses Götzen

auch in Oberschlesien am Werk, das Befreiungswerk des Volkes zu vereiteln.

Mit solchen Gedanken verliess Hans die Kirche.

Am Nachmittage begab er sich in die Wohnung seiner Mutter, bei der gerade die Brüder Martin und Anton zu Besuch weilten. Das Verhältniß des jungen Lehrers zu seinen älteren Brüdern war seit Jahren sehr gelockert und mehr wie lau. Als sie jedoch heute das veränderte Wesen ihres jüngsten Bruders bemerkten, gaben sie ihr zurückhaltendes Wesen ein wenig auf.

Martin sagte: „Ich hätte nicht geglaubt, Johann, dass du noch so gut polnisch sprichst“.

„Es ist doch die Muttersprache, lieber Martin. Welcher vernunftbegabte Mensch könnte sie jemals vergessen!“ erwiderte Hans.

„Gewiss, aber es gibt doch gerade unter euch Lehrern soviel Leute polnischer Abstammung, die später behaupten, kein Wort polnisch zu verstehen. Das wollte ich niemals glauben“.

„Es ist auch unglaublich. Doch höre: diese Menschen haben infolge ihrer einseitigen preussischen Erziehung eine falsche Scham. Mir ging es ja auch bis vor kurzem so; jetzt denke ich ganz anders darüber“, sagte Hans.

„Wie, du denkst jetzt anders?“ fragten fast gleichzeitig beide Brüder.

„Jawohl, ich bin ein anderer geworden; ich habe heute während des polnischen Hochamts meinen Tag von Damaskus erlebt: aus einem Saulus ist ein Paulus geworden, nachdem ich schon seit längerer Zeit innere Kämpfe mit mir ausgefochten hatte. Von jetzt ab will

Ich für Oberschlesien leben, für mein Volk, für unser polnisches Vaterland“.

Die Zuhörer verstummten vor Rührung und Erstaunen. Martin sah die alte Mutter an, Anton blickte auf Hans.

„Ja, sollen wir es wirklich glauben“, rief Martin erfreut aus. „Du, Hans Raufeld, der Hakatist!“

„Ihr könnt es glauben, ich habe die preussische Kruste, unter der mein Herz und Gemüt gefangen war, gesprengt. Ich bin, was ich trotz der überlauten preussischen Lüge immer gewesen bin — Euer Bruder — ein oberschlesischer Pole“.

„Das freut uns herzlich“, jubelten die Brüder. „Wir hatten schon einen ziemlichen Groll wegen deiner Undankbarkeit für unsere jahrelange Unterstützung während deiner Lehrzeit.“

Was wüsst Ihr davon, wie mir eure Kultur, eure Sprache, euer Polentum verkehrt wurde. Strammdeutsch-sein war Bedingung, sonst...“

Hans deutete das Weitere mit dem Fusse an. „Ich war unerfahren, vertraute meinen Lehrmeistern und liess mir meine Seele rauben“.

„Liebe Kinder“, sagte Frau Chmura, „wäre ich keine fromme Christin, so würde ich Euch aufrufen, Euren seligen Vater — Gott lass ihn in Frieden ruhen — zu rächen. Wie haben ihn die eingewanderten preussischen Vorgesetzten mißshandelt und beschimpft, und zwar nur deswegen, weil er ein polnisches Sonntagsblatt abonnierte. Als Grosspolen haben sie ihn verschrien und so lange gehetzt, bis er seinen Posten bei der Eisenbahn an einen Nachfolger aus Breslau abtreten musste. Dieser ist heute wohlhabend, hat seine

Kinder etwas werden lassen, während Euer Vater Tagelöhner werden musste. Und der Verstorbene war ein so braver und aufrichtiger Mann!"

Frau Chmura verdeckte ihr Gesicht mit der Schürze und begann zu schluchzen.

„So erging es Tausenden“, begann sie weiter zu sprechen. „Wer Oberschlesler war, kam nicht vorwärts“.

Martin ballte seine Faust.

„Mutter“, rief er, „bei der Abstimmung werden wir den preussischen Zwingherren die Quittung für ihre „Wohltaten“ überreichen. 150 Jahre Knechtschaft haben uns nicht auszurotten vermocht, sollten wir uns jetzt im Plebiszit selbst umbringen lassen? Ich glaube, nur die allergrössten Kälber, wählen ihren Metzger selber. Umsonst sind alle Gaunertricks mit dem „Dzwon“ und der „Wola Ludu“, vergebens alle Einschüchterungsversuche“.

In herzlicher Eintracht schieden diesmal die Brüder von einander. Die alte Frau Chmura betete aber an diesem Abend länger als sonst.



X.

Die Aussöhnung mit seinen Brüdern gab Hans einen starken seelischen Rückhalt. Diesen Rückhalt brauchte er jetzt umsomehr, als er seiner vorgesetzten Behörde, seinem Rektor und seinen Kollegen politisch nicht mehr für einwandfrei galt. Die Niederlegung verschiedener Ehrenämter in der deutschen Propaganda, das Austreten aus den polenfeindlichen Vereinen, vor allem aber sein persönliches Verhalten bei politischen Vorkommnissen, bei Gesprächen mit hakatistisch gesinnten Kollegen liessen es eher als er glaubte zu einem Bruche mit dem alldeutschen Lager kommen. Nach wenigen Wochen stand er vollständig isoliert da. Man warf ihm feindliche Blicke zu, suchte ihm zu schaden, ja er erhielt sogar Drohbriefe.

Es fehlte auch nicht an Versuchen, ihn für den Hakatismus zurückzugewinnen. Angesehene Germanisatoren sprachen ihm wohlwollend an, und rieten ihm, den Verkehr mit der „grosspolnischen“ Familie des Steigers Lipowski aufzugeben. Von einem auswärtigen Kollegen, der ein eifriges Mitglied der alldeutschen Propaganda war, wurde ihm sogar unter Ehrenwort das Versprechen der Berliner Regierung unterbreitet, dass der Staat für ihn ebenso nach dem Plebiszit sorgen wolle, wie für die übrigen Beamten, die furchtlos gegen Polen agitieren. Er solle nur neuen Mut fassen. Mut verloren — alles verloren.

Hans lehnte alle Versuche standhaft ab. Nach diesen vergeblichen Lockungen war der Bruch mit den Hakatisten vollzogen. Er atmete frei auf!

Eines Nachmittags fand in Beuthen eine grosse Versammlung der Oberschlesischen Volkspartei statt, in der drei hervorragende Redner die politische Lage Deutschlands und Polens, die wirtschaftliche Zukunft Oberschlesiens und die Volksabstimmung gründlich darlegten. Die riesige Zuschauermenge brachte den Ausführungen lebhafteste Teilnahme entgegen und entschloss sich, für Polen zu stimmen.

Hans, der mit Helene und Herrn Lipowski an der Versammlung teilnahm, erfuhr eine Menge interessanter Einzelheiten über die polnische Autonomie Schlesiens, über die grosszügige polnische Agrarreform, über die neuesten deutschen Zeitungslogen usw.

Nach Schluss der Versammlung gesellten sich zu Hans die Herren Maschek und Rössling.

„Na, Raufeld“, sagte Rössling, „wie haben dir die Vorträge gefallen?“

„Sehr gut, ich bin heut ganz derselben Meinung. Nur bei Polen liegt unsere und unseres Landes Zukunft“, gab Hans zurück.

Maschek machte ein erstauntes Gesicht.

„Wie? höre ich recht? Sie für den Anschluss an Polen?“

„Jawohl, Herr Maschek, ich habe mich aus dem hakatistischen Lügenlabyrinth herausgearbeitet“.

„Auch ich habe mich von der alldeutschen Hetze zurückgezogen“, sagte Rössling. „Die Mehrzahl unserer Landsleute ist doch mal polnisch und Oberschlesien ist für Deutschland verloren“.

„So ist es“, wendete Maschek ein, „wir werden uns in der Wojewodschaft Schlesien häuslich einrichten und, soweit wir polnischer Abstammung sind, wieder brave polnische Bürger werden, wie es unsere Vorfahren früher waren. Bei Deutschland droht uns nur Hunger und Auswanderung“.

Der alte Lipowski schlug vor, auch mal der all-deutschen Versammlung einen Besuch abzustatten, um zu hören, was diese Hexenmelster wieder für Lügen über Polen zusammengetragen haben. Der Vorschlag fand beifällige Aufnahme und man begab sich sogleich dahin.

Unterwegs schmiegte sich Helene an ihren Schatz zärtlich an und sagte:

„Höre mal, Liebster, eine Gewissensfrage“.

„Ei, Ei, was kann das wohl für eine heikle Frage sein“, gab Hans interessiert zurück. „Bitte frage nur“.

Helene zwinkerte schelmisch mit den Äuglein und begann:

„Bist du mir zullebe polnisch geworden, oder hat dich der Vater überzeugt“.

„Oh, du neugierige Eva“, erwiderte Hans lachend, „diese Frage hätte ich nicht vermutet. Willst du das durchaus wissen?“

„Bitte, bitte, Hans, das muss ich unbedingt wissen“, bettelte Helene.

„Nun, die Sache ist ganz einfach. Selbstverständlich war das ausschlaggebende Motiv zu der inneren Umwälzung einzig und allein die Liebe zu dir, mein süßes Kind. Verschiedene Umstände und Ereignisse haben diesen Prozess begünstigt und gefördert, bis die überzeugenden Ausführungen deines

Vaters, an denen nicht zu rütteln ist, meinen inneren Kampf zum Siege verholfen. Ich kann mithin aufrichtig sagen: **die Liebe siegt!**

Helene drückte seinen Arm fester an sich heran, blickte Hans dankbar an und sagte traurig:

„Warum können so viele germanisierte Polen den Weg zu ihrem Volke nicht finden?“

„Weil zu einem solchen Umwandlungsprozess ein starkes Bewegungsmotiv, wie z. B. die Liebe notwendig ist. Es muss nicht immer die Liebe zu einem Weibe sein, es gibt auch eine Liebe zur Wahrheit“.

Als Lipowski und seine Begleiter den Saal der alldeutschen Versammlung betraten, befand sich der Redner des Abends, Dr. Seifenbläser, bereits im vollen Schwung seiner Ausführungen. Der Saal war halbleer. Der Herr Doktor setzte gerade auseinander, dass die Oberschlesier nur für Deutschland stimmen können, falls das Land in Zukunft überhaupt erhalten werden solle. Man sah es dem gedungenen auswärtigen Redner an, dass er weder Oberschlesien noch Polen kannte, sondern nur das nacherzählte, was seit Jahr und Tag von der alldeutschen Presse geschrieben wird.

„In Polen“, sagte der Redner, „ist alles zerstört, dort muss erst gebaut werden...“

„Da wird's Arbeit geben!“ unterbrach ihn Maschek.

„... Kämen wir zu Polen, so würden unsere jungen Leute sofort zum Militär eingezogen werden...“

„Das ist ein Irrtum!“ rief Lipowski. „Laut Gesetz sind die jungen Oberschlesier vom polnischen Militärdienst 8 Jahre lang befreit“.

„... In Polen gibt es keinen Achtstundentag, keine soziale Gesetzgebung...“

„Unerhörter Schwindel, Polen hat doch dies alles!“ bemerkte Hans im Offizierston.

Sanitätsrat Dr. Loch, der abseits stand und Raufeld während seiner Bemerkung beobachtete, machte ein sehr verdutztes Gesicht. Es schien ihm, als habe er sich in der Person getäuscht. Deshalb schob er den Kopf ein wenig vor und steckte die Augen wie auf Stielen heraus. Als er sich überzeugte, dass es doch Raufeld sei, wurde ihm bezüglich der Zukunft Oberschlesiens eigentümlich bange zu Mute.

Jetzt horchte er auf, denn Dr. Seifenbläser schlug mit der Faust auf das Rednerpult und rief:

„Die polnische Valuta — die Valuta — meine Damen und Herren — das ist das beste Zeichen in wirtschaftlichen Fragen...“

„Preussisch-jüdische Mache!“ rief Rössling dazwischen. „Nichts Neues!“

Nachdem der Redner seine Ausführungen beendet hatte, erhob sich Justizrat Palluschka von seinem Platze, um dem schwachen Vortrag des Herrn Dr. Seifenbläser etwas Nachdruck zu verleihen. Der streitbare und rechthaberische Herr fand es selbstverständlich, dass Oberschlesien bei Deutschland bleibt. Er zeigte den langmütigen Zuhörern wie man mit dem Hammer politisiert. Beim ollen Palluschka muss sich nämlich alles nach seinem Eigensinn reimen, gemäss dem Sprichwort: „Reim dich — oder ich fress dich“. Da Palluschka als Rutschbahnpolitiker schon mehrmals unten durchfiel, hatten die Zuhörer kein Vertrauen, ihm bei seinem neuesten Rutsch in katholische Hakatistenlager zu folgen. Seine Ausführungen blieben daher ohne Wirkung.

Nach Schluss der Versammlung fielen zwei übel-
aussehende Burschen im Korridor über Herrn Maschek
her, versetzten ihm einige Schläge, indem sie riefen:
„Das ist der Lohn für Ihre polenfreundlichen
Bemerkungen!“

Maschek nahm den Vorfall mit Humor auf und sagte
zu den Umstehenden:

„So wird für die deutsche Sache geworben!“

Nebenbei bemerkt machte ein hakatistisches Blatt
daraus am nächsten Tage einen polnischen Überfall auf
ruhige deutsche Versammlungsteilnehmer.

Vor der Ausgangstür trat Dr. Loch an den
Redakteur Flotter heran und fragte:

„Welche Teilnehmerzahl werden Sie angeben?“

Der Gefragte erwiderte:

„Ich werde den Wirt fragen, wieviel Leute in dem
Saale überhaupt Platz haben“.

„Die Versammlung war doch gut besucht!“
bemerkte Dr. Loch mit Betonung.

„Werde es schon machen; ich werde schreiben:
Eine Riesenversammlung usw.“

Zu seinem Begleiter sagte der Redakteur im
Flüsterton:

„Was brauchen wir volle Säle! Geld wollen wir
bis zur Abstimmung verdienen, dann heldi nach Berlin
zurück!“

Der Begleiter wies mit dem Daumen auf den
vorübergehenden Redner des Abends:

„Macht es der anders? Alles Geschäft“.



XI.

Wochen vergingen. Hans nannte sich wieder Johann. Nach der Abstimmung will er seinen Familiennamen Chmura annehmen. Er studierte jetzt polnische Literatur, vervollkommnete sich in der polnischen Sprache und gewann durch die Lektüre guter polnischer Schriften und Bücher immer tieferen Einblick in die eigenartigen Schönheiten des polnischen Eigenlebens.

Die Familie Lipowski besuchte er in regelmässigen Zeitabschnitten. Vor kurzem hielt er um die Hand der Helene an.

Das Verhältnis zu seinen Amtskollegen und deutschen Bekannten wurde mit der Zeit erträglicher. Wenn ihm von dieser Seite auch keine Freundschaft entgegenströmte, so verstand er es doch, sich ihre Achtung zu erwerben. Seine Rechtschaffenheit, sein Anstand setzten sich siegreich durch. Er schonte die Gefühle deutscher Leute, betrieb Versöhnungspolitik, wusste aber sehr schlagfertig zu antworten, wenn ihm Hakatisten ihr ödes und blödes Geschwätz vorhielten. In solchen Augenblicken erfasste ihn ein heiliges Feuer und er glaubte für Ewigkeitswerte zu streiten.

Recht Innig gestaltete sich auch das Verhältnis zu seinen Brüdern und zu seiner Mutter.

Noch einmal versuchte Rektor Stiller einen stärkeren Einfluss auf Raufeld auszuüben, um ihn für die verlorene preussische Sache in Oberschlesien zu gewinnen. Es ist nämlich auf einen früheren Antrag hin, den die hakatistische Ortsleitung an der massgebenden

deutschen Stelle in Breslau gestellt hatte, der Orden „Schlesischer Adler“ für Raufeld eingetroffen.

Rektor Stiller liess Raufeld in sein Amtszimmer rufen, öffnete seine Schublade und sagte:

„Es ist für Sie der „Schlesische Adler“ eingetroffen, den Ihnen die zuständige Stelle jedoch nicht aus-händigen will, da sie politisch „schlapp“ gemacht haben. Ich habe es im Einverständnis mit der Behörde unter-nommen, an Sie ein letztes Wort zu richten. Ich frage Sie daher feierlichst: „Wollen Sie dem Polentum entsagen und wieder preussischer Ostmärker werden?“

„Nein, Herr Rektor!“ antwortete Hans und sah dem Vorgesetzten seelenruhig in die Augen.

„Warum nicht?“ forschte Rektor Stiller weiter.

„Ich kann mich der erkannten Wahrheit nicht widersetzen“, entgegnete Raufeld.

„Das verstehe ich nicht“, sagte der Rektor verwundert.

„Als Ostmärker werden Sie das nie verstehen, dazu fehlt Ihnen der gute Wille“.

„Trotzdem können Sie mir sagen, weshalb Sie aus unserem Lager ausgetreten sind. Ich möchte gern im Interesse der Abstimmungspropaganda Ihre Person für uns gewinnen. Wir haben zwar genug Leute, aber keine Oberschlesier, oder nur wenige, und dazu faule Köpfe, die nur das Berliner Geld schlucken wollen. Vor allem brauchen wir solche Leute, die polnisch sprechen, katholisch sind, die Volksseele verstehen. Dazu erscheinen Sie uns als der geeignetste Mann. Sie werden (mit Betonung) sehr gut bezahlt. Ein guter

Posten in Deutschland ist Ihnen für den Fall, das Oberschlesien polnisch wird, auch sicher“.

„In Deutschland? Wo bereits 20 000 Beamte in Baracken auf Anstellung warten?“

Für Sie wird gesorgt, Herr Raufeld, seien Sie dessen überzeugt“.

„Danke, weder Geld noch ein Ministerposten in Deutschland können mich zum Verräter an meinem armen unterdrückten polnischen Volke machen. Für dieses Volk will ich meine ganze Kraft einsetzen, und zwar ganz umsonst, ohne Aussicht auf Ehren und Gewinn“.

Rektor Stiller erschrak über die freimütige Äusserung Raufelds. Er sagte:

„In diesem Falle kann ich Ihnen leider den „Schlesischen Adler“ nicht überreichen“.

„Danke für diese Gunst; ich würde den Orden gar nicht annehmen“, gab Raufeld zurück.

„Dann sind Sie also für uns endgiltig verloren!“ bemerkte Rektor Stiller, und seine Stirn legte sich in Falten.

„Für den preussischen Hakatismus bin ich verloren! Mit den gerechtdenkenden Deutschen will ich auch in Zukunft in Eintracht und Frieden leben“.

„Das kennen wir schon“, sagte der Rektor bissig und schlug ziemlich geräuschvoll die Schublade mit dem verirrten „Schlesischen Adler“ zu.

„Adieu, Herr Rektor“ sagte Raufeld beim Hinausgehen. Einen Gegengruss hörte er nicht.

XII.

Rasch vergingen die Tage und Wochen. Weihnachten stand vor der Thür. — Plebiszit-Weihnachten.

Hans kaufte Verlobungsringe und Geschenke. Er wollte schöne Weihnachten feiern.

Jugenderinnerungen stiegen in seinem Innern auf. Erinnerungen aus dem Elternhaus, in dem am heiligen Abend die polnischen Gebräuche mit konservativer Strenge gehalten wurden. Ein Verlangen ergriff ihn, die polnischen Kolendenlieder, die sein Ohr schon so lange nicht gehört hatte, zu singen. Wer kennt ihre Anzahl? Welches Volk kann auch nur einen Teil von ihnen nachweisen? Wie tief und innig muss die polnische Volksseele sein, die so schön die Weihnachtsfreude besingt! Wie gross muss das Gift gewesen sein, das in ihm die Grundlagen des Kindergemüths ertötete! Wieviel Kraft gehörte dazu, die innere Lüge zu verbannen.

Ein Gefühl grenzenlosen Glückes erfüllte seine Seele. Weihnachten!

Mit Ungeduld verbrachte er die wenigen Tage vor dem Feste.

Als endlich der ersehnte Tag kam, an dem er seine Verlobung mit Helene vollziehen sollte, holte er im Einverständnis der Familie Lipowski auch seine Mutter und seine Brüder herbei. Die guten Leute waren über das unverhoffte Glück, das sie betroffen, zu Tränen gerührt.

Polnische Weihnachten, im polnischen Heim!
Dazu einen wiedergefundenen Sohn und Bruder. Ein
echtes Fest der Liebe!

Im Glanze des brennenden Christbaumes, umringt
von lieben Angehörigen, wechselte das Brautpaar die
Ringe. Heisse Segenswünsche wurden aus jedem ein-
zelnen Munde laut.

Nun ertönten ernste und heitere Lieder, die
Kollenden.

Viel Vergnügen bereitete dem Bräutigam das
lustige Weihnachtslied: „Narodził się Chrystus w stajni
ubogiej...“ und ganz besonders die Stelle von dem
lahmen Szymek, die da lautet: „Choć na jednej nodze
skakał po szopie, i najbardziej wyskakiwał tyn co na
nogę chorował...“

Lustig plätscherte die Unterhaltung im bequemen
oberschlesischen Polnisch, das auch die einfachen
Brüder des Bräutigams salonfähig und sicher im Auf-
treten machte. Wie linkisch hätten sie sich wohl be-
nommen, wenn die Unterhaltung deutsch geführt
worden wäre. Und erst die alte Mutter! Wie traurig
würde ihr Los sein, wenn ihre Kinder von der Ger-
manisation verschlungen worden wären?

Die Unterhaltung ging auch auf das politische Ge-
biet über.

Martin besprach die polnische Agrarreform, die
dem landbedürftigen Oberschlesier fast dreimal soviel
Land gibt als die deutsche.

„Da baue ich mir ein Gartenhäuschen“, sagte der
Bräutigam, „und wir leben mit Helene wie zwei
Fürstenkinder“.

„Bel uns auf der Grube sprechen die Arbeiter alle von der grossherzigen polnischen Bodenreform“, bemerkte Anton. „Jeder will ein Stückchen Boden haben“.

„786 200 Morgen müssen die deutschen Grossgrundbesitzer hergeben!“ fügte Martin hinzu „nach der deutschen Agrarreform würden es nur 305 756 Morgen sein“.

„Und freie Menschen werden wir! Die polnische Autonomie gibt uns Rechte, die Preussen den Oberschlesiern niemals geben kann“, betonte Herr Lipowski.

„An der polnischen Fürsorge erkennt man, dass Polen unsere richtige Mutter ist“, rief Helene dazwischen. „Preussen war die ärgste Stiefmutter“.

„War das eine Zeit!“ stöhnte Frau Chmura. „Man galt im eigenen Lande nichts. Kam man auf die Post, aufs Rathaus, kurz irgendwo, da wurde man ange-donnert: Hier wird deutsch gesprochen! Quatschen Sie mich nicht polnisch an! Und jetzt wollen uns diese Rohlinge überreden, wir sollen für Preussen stimmen. Das wäre eine Schande!“

„Tröste dich Mütterchen“, sagte Johann, „unser Sieg ist gewiss! Wenn der polnische weisse Aar nach 150-jähriger Ruhe seine Schwinger regt, dann hält ihn keine Macht zurück. Achtzig Prozent der ober-schlesischen Augen sind nach Osten gerichtet. Umsonst sind die millionenfachen preussischen Lügen über Polen, umsonst alle Verleumdungen gegen polnische Führer, die sittlich turmhoch stehen über den hakatistischen Aufpeitschern zum Polen-hass, umsonst

die vergeudeten Milliarden des deutschen Volksvermögens! (Mit erhobener Stimme):

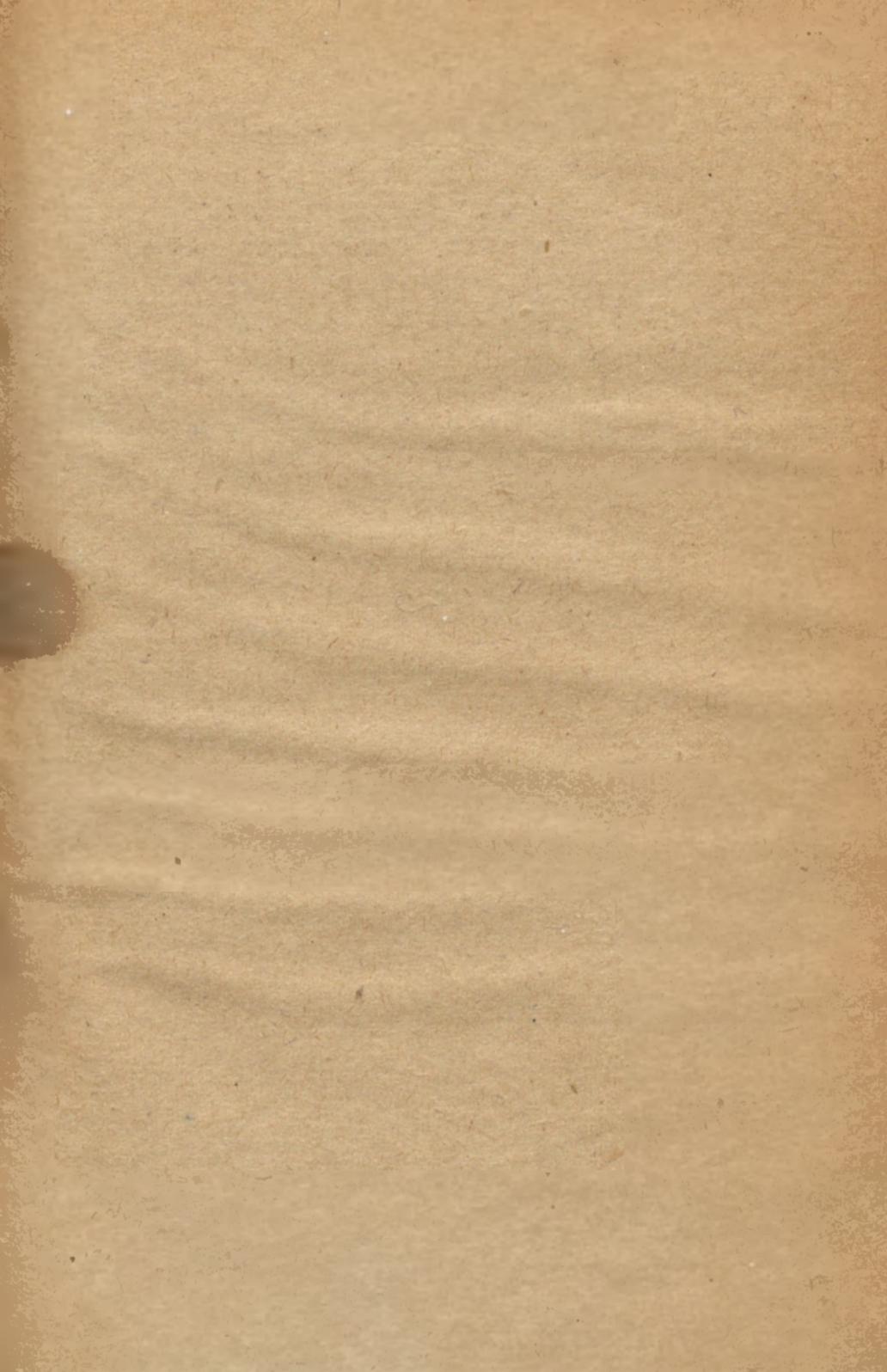
„Die Ostern 1921 werden polnisch sein!“

„Sie haben sehr schön gesprochen“, sagte Frau Lipowski.

„Es kommt aus übergelücklichem Herzen“, erwiderte der junge Bräutigam. „Überblicke ich mein letztes Lebensjahr, so kann ich als Resultat dankbar buchen:

„Von Lügen befreit — im Glück vereint!“







Album 212202

I